

HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT.



Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 30 Mt. Ausland 35 Cmt., Deutschland 0,10 Gldmt., Lettland 25 Rbl.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenpalte 2 Mt. (Ausland 3 Mt.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Fellin, Kleine Straße 11.
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Naderstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Preis der Doppelnummer 10 Mt.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind, dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

N. 18/19

Reval, Dezember 1926

3. Jahrgang

Wir wollen dir Blumen tragen,
Du liebes Jesuskind,
Weil im Schnee vor deiner Krippe
Alle Gräser erfroren sind.

Maria Kahle.

Maria Kahle.

Ein baltischer Gruß.

Westfalen hat uns die größte deutsche Dichterin geschenkt: Annette v. Droste, eine Dichterin, von der Detlev v. Liliencron sagt: „Annette v. Droste, o du mächtiges, lebensstarkes Frauenzimmer! Ständest du vor mir, fiel ich aufs Knie und küßte, überströmend dir die Hände und dankte dir für dein großes, gütiges, liebeschweres, edles, geheimnisvolles Herz.“ Es gibt Menschen — sie brauchen nicht einmal Dichter zu sein — denen man für — — — ihr Herz danken möchte. Mit der Droste hat Maria Kahle das große, gütige, edle und tief religiöse Herz gemeinsam.

Der Grundton ihres Wesens, die Quelle ihrer sittlichen Größe und geistigen Kraft, das Geheimnis des Zaubers ihrer Persönlichkeit erklingt in dem tiefsten und sinnigsten ihrer Gedichtbände: „Gegrüßet seist du, Königin.“

„Geht die Jungfrau durch den Schein,
Blick und Sinn im Grenzenlosen,
Morgenleuchten spinnt sie ein...
Schneit es Rosen?... Schneit es Rosen?“

Aus Westfalen stammen aber auch Widukind und unser Blettenberg. In diesem Lande sitzen noch eben die „Königsbauern“ auf jahrtausend-

altem Erbe und sprechen der Dichterin nach: „Wir sind vom Stamm des Recken Widukind.“

Von da die starke Heimat- und Vaterlandsliebe der Dichterin. Wie heiß pulst ihr Dichterblut, wenn sie in ihre thyräisch dahinschreitenden Verse Namen einsplechten kann, wie: Armin, Volker, Fridericus, Blücher, Schill, Görres, Schlageter, Hitler, Hindenburg!

„O Stolz, o Wonne, Deutsch zu sein.“

Westfalen ist aber auch das Land, das die meisten Kämpen für das Deutschtum hier im Osten gestellt hat.

Maria Kahle hat 7 Jahre in Brasilien für deutsche Ehre, deutsches Recht und deutsche Not gekämpft. Sie will auch fernerhin dem Auslandsdeutschen das Rückgrat stärken,

„Daß er auch in fremdem Boden wurzelnd
Doch nimmermehr sein eignes Selbst verliert.“

Sie weiß, was wir hier wollen. Wer könnte es besser ausdrücken, als sie es tut:

„Wir wollen deutscher Art und deutschem Leben
Hier draußen nimmermüde Hüter sein!“

Hier draußen — was schluchzt, was blutet, was häumt sich nicht trotzig und zähneknirschend auf in diesen winzigen zwei Worten! Und so ist sie zu uns gekommen, ein Nachzügler der Kämpen des 13. Jahrhunderts.

Als Dichterin und Mensch.

Was ist größer in ihr? Wir werden schlechte Schiedsrichter sein. Wir stehen noch ganz im Bann dieser wunderbar geschlossenen und reifen Persönlichkeit, deren Eindruck ein Balte (Dr. Egon-Erich Albrecht) treffend so geschildert hat: „Nie aber wird einem die Geschlossenheit und sittliche Größe dieser deutschesten Dichterin klarer, als wenn man sie selbst sprechen hört. Das ist ein so schönes und starkes Erlebnis, daß keiner, der es erfuhr, es je vergessen wird!“

Ein Weihnachtsgruß vieler dankbarer Balten fliegt von Ostland hinüber nach Westland!

A. B.

Einer baltischen Frau ins Album.

„Den Sang der Starcken will ich hallend singen,
Die nicht bei halbem Werke stille stehn,
Die, hoch den Blick, auch durch den Abgrund gehn,
Die, wenn die Schicksalswogen sie bezwingen,
Noch einmal lächelnd zu den Sternen sehn!“

Der starken, gütig-mütterlichen Frau werde ich
gedenken,
so lange ich lebe, in Dank für schöne Stunden;
der Gütigen, die mir zeigte, was wahrer Adel ist.

M a r i a K a h l e.

(Das Gedicht ist „Tatmenschen“ betitelt und findet sich im Gedichtbände „Volk, Freiheit, Vaterland“).

Maria Kahle und die Kinder.

Geht da die Anneliese — 3 Jahre und 8 Monate alt — mit ihrer „Amuz“ (Großmutter) im roten Täckchen und Mützchen zum Blumenhändler, um Rosen zu kaufen.

„Für wen sind die Rosen?“ fragt die Kleine.

Der Großmutter fällt es nicht schwer, der Kleinen, die schon eine Menge Gedichte auswendig kennt, zu erklären, daß sie für jemand, der all die schönen Gedichte macht, bestimmt sind.

„Und du — fügt die Großmutter hinzu — wirst sie überreichen!“

— „Aber wie soll ich denn sagen?“ fragt die Kleine.

„Willkommen!“ sollst du sagen.“

— „Das ist nicht hübsch. Ich werde sagen: „Ich komme gern.“

Und dabei blieb sie.

Als nun die Dichterin im Hause der Großmutter abgestiegen war, wick die Kleine nicht mehr von der Seite der stillen, feinen Frau und sagte

unentwagt ihre Gedichte auf, als ob der Finger eines Genius die Saiten des rhythmischen Fallens im Menschenpüppchen berührt hätte — „Anneliese auf der grünen Wiese“, „Hemdenmak“ und sogar das Goethesche: „Ich ging im Walde so für mich hin.“

Als sie sich müde geredet hatte, sagte sie plötzlich: „Aber du sagst mir ja garnichts!“

Es dauerte nicht lange, da erhielt sie von der Dichterin folgendes Gedicht:

F ü r A n n e l i e s e.

Heute Nacht im Traume, Anneliese,
Sah ich eine große grüne Wiese,
Und ein kleines kleines Mädchen saß
Mitten in der Sonne da im Gras,
Hatte ein ganz rotes Täckchen an,
Wie es nur Kottkäppchen haben kann.
Und daneben, in dem grünen Grase,
Saß der gute alte Osterhase.
Und die kleinen Häschen mußten springen
Und dem Windchen bunte Eier bringen.
Rote, blaue, grüne, ach wie fein!
Pakten sie ihm in ein Körbchen ein.
Und das kleine Mädchen hat gelacht,
Weil das Häschen ihm so viel gebracht.
Und es sagte: „All die schönen Gaben
Soll jetzt meine liebe Amuz haben!“
Doch da fragte ich: „Mein liebes Kind,
Bist du Kottkäppchen, sag's mir geschwind!
Willst du deine Großmama besuchen,
Bringst du Eier ihr und Wein und Kuchen?“
Ach, wie lachte da der Osterhase,
Und die Häschen fullerten im Grase,
Schlugen Purzellbaum vor lauter Lachen.
„Nein, was fragst du da für dumme Sachen!
Sieh doch her, das ist doch Anneliese,
Anneliese auf der grünen Wiese“

M a r i a K a h l e.

So geschehen im Balttenlande im Oktober 1926.

A. B.

Werke von Maria Kahle:

Liebe und Heimat, Gedichte (1916 in Brasilien, 1922 in Deutschland).

Am Rhein, Festspiel (1916 in Brasilien, 1923 in Deutschland).

Gegrüßet seist du, Königin! Gedichte (1921).

Urwaldblumen, Gedichte (1921).

Ruhrland, Gedichte (1923).

Volk, Freiheit, Vaterland, Gedichte (1923).

Gekreuzigt Volk, Gedichte (1924).

Alles Leben ist ewige Ostern.

Manfred Ryber.

(„Unter Tieren“, II.)

Manfred Rybers neuestes Tierbuch.

(Manfred Ryber, Unter Tieren, Zweiter Band, Walter Seifert, Stuttgart-Heilbronn, 1926.)

Von U. Behring.

Der erste Band ist in den Händen von hunderttausend Menschen. Vom zweiten ist das zehnte Tausend erschienen, weitere Tausende werden nachfolgen. Keine Überraschung für den, der einmal für einige Zeit der Stadt den Rücken gekehrt hat und unter Rybers Führung in die frische, freie Gottesnatur hinausgewandert ist. Künstlerisch erschaut, lebendig und unbergänglich gestaltet, kommen durch diesen Band entfesselt, neu auf uns zu der Hamster „mit den zwei richtigen Markttaschen im Gesicht“, das hauchlerische Mauschen „mit dem Schnauzentuch aus einem Wegerichblatt“, der „hochgestellte“ Affe „mit dem hochgestellten Rheumatismus“, der Oberaffe, der sich „amtlich kratzt“, die Ente mit dem „problemlosen Gesichtsausdruck“, die Sardella Flova Flossenfroh, „eine unlenkbar hübsche Person“ und viele, viele andere, die Ryber mit wenigen Worten, oft mit einem glücklichen Eigenschaftswort plastisch zu machen weiß.

So werden denn auch diese Tiergeschichten, ebenso wie die des ersten Bandes, zu einer Quelle hohen künstlerischen Genusses. Und doch ist ein Unterschied zwischen dem zweiten und dem ersten Bande.

Es wird immer deutlicher, was die Tiergeschichten bezwecken. Zwar merkten wir es bereits dem ersten Bande an, daß hier Menschen dargestellt, menschliche Eigenschaften auf Tiere übertragen werden. Gute Fabeldichter, Oberländers Tierzeichnungen fielen uns ein, und gerade dadurch prägten sich uns diese Tiergestalten ein, wurden sie uns — amüßant.

Aber Ryber will uns nicht nur zerstreuen. Die Tiere sollen uns nicht nur amüsieren, wir sollen sie lieb gewinnen, ja, sie sollen uns unantastbar werden. Wem die Geschichte „Nachruhm“ im 2. Bande das noch nicht sagt, der findet es in halb künstlerischer, halb anthroposophischer Form auf den letzten 75 Seiten. Dieser Teil schließt sich eng an sein vorangegangenes Werk: „Tiersehnsucht und Kultur“ an. Auf dieses Gebiet werden nicht alle dem Dichter folgen können. Die Schonung der Tierwelt zieht eine Verheerung der Pflanzenwelt nach sich, und gehört denn diese nicht in den großen Kreis der Dinge, hat sie keine Seele? Auch kommen wir darüber nicht hinweg, daß auch Jesus die Meze auswerfen ließ und die Hungrigen mit Fischlein speiste. Was bedeuten aber solche Bedenken gegenüber der Kunst der Darstellung?

Besonders Leser mit künstlerischem Gehör für die Feinheiten des Stils werden auch an diesem Bande die Kunst der Sprache, des Satzbaues und der Lautmalerei bewundern: die vielen „i's“ beim Mäuschen, die „u's“ beim Käfer, die „a's“ beim Huhn. An solchen Kleinigkeiten zeigt sich der Meister, offenbart sich eine ganze Welt liebevoller Hingabe an den Stoff. So sei denn auch dieses Buch allen Freunden der Ryberschen Kunst warm empfohlen.

Mit Erlaubnis des Dichters und Verlegers, denen für ihr warmes Interesse, das sie den „Herdf l a m m e n“ entgegenbringen, auch an dieser Stelle gedankt sei, drucken wir nachfolgende G e s c h i c h t e a u s d e m 2. B a n d e als kleine Kostprobe ab.

Mutter.

Von Manfred Ryber. (Unter Tieren, Zweiter Band).

In einem Heuforb oben auf der Dachkammer lag eine Katzenmutter mit zwei Katzenkindern. Die Kinder waren erst vor wenigen Tagen zur Welt gekommen und sie waren noch sehr hilflos — kleine Pfoten hatten sie, die immer ausrutschten, und unverhältnismäßig große Köpfe mit blinden Augen, die sich suchend im Magenfell der Mutter vergruben. Sehr sonderbar sahen sie aus. Aber die Katze fand sie über die Maßen schön, denn es waren ja ihre Kinder, das eine grau und schwarz getigert, wie sie selbst, eine Schönheit also, wie man wohl ohne

falsche Bescheidenheit sagen durfte — das andere ganz der Vater, der bunt war, mit eleganten weißen Hosen und weißen Handschuhen und einem Tupf auf der Nase, und der so gefühlvoll sang. Wie hatten sie beide so herrlich zusammen gesungen an den ersten Märzabenden im Garten, zweistimmig, viele hübsche Lieder. . . . Sehr begreiflich, daß diese Kinder mit den kleinen rutschenden Pfoten und den großen Köpfen so prachtvolle Geschöpfe geworden waren, nicht nur Katzen, was an sich schon der Gipfelpunkt ist, wie jeder weiß, nein,

Katzenkinder, wie sie die Erde noch nicht gesehen! Stolz reckte sich die Katzenmutter in die Höhe und betrachtete liebevoll schnurrend die kleinen Wunder ihrer Welt.

Hier diese angenehme Bodenkammer schien übrigens in jeder Hinsicht der richtige Ort zu sein, still und ungestört. Ein weicher heugefüllter Korb, warm und überaus geeignet für die ersten Kletterversuche, viel Gerümpel ringsherum, voller Spannungen und Entdeckungsmöglichkeiten, freundlich vom Maimond beleuchtet, der durch die Fenster lugte, weite Flächen zum Spielen, und dann — welch ein berühmtes Mausrevier, welch ein weites Gebiet zur sachgemäßen Ausbildung der beruflichen Fähigkeiten!

„Ich sollte doch selbst mal ein wenig nach Mäusen sehen,“ sagte die Katze. „Die Kleinen schlafen und eine Ablenkung würde mir gut tun, Kinderpflege ist angreifend und mir ist auch so, als hätte ich Appetit.“

Die Katze erhob sich vom Heulager, beleckte schnell noch einmal ihre Kinder und strich dann auf leisen Sohlen, schnuppernd, an Kisten und Körben entlang. Es hatte doch, auch wenn man allmählich etwas in die Jahre gekommen war, immer noch etwas angenehmes Aufregendes, so nach Mäusen zu schnüffelnd. Und jetzt — raschelte da nicht jemand? Noch es nicht so erbaulich nach Mäusen? War das nicht der feine Duft, unmerkbar für eine kätzliche Nase? Noch einige vorsichtige Schritte, auf Samtpantoffeln — niemand machte ihr das nach — und dann stand sie vor einem Mäusenest, in dem zwei kleine nackte Junge lagen.

„Bloß Junge?“ dachte die Katze, „da wären die Samtpantoffeln überflüssig gewesen, die können weder laufen noch sehen. Es lohnt überhaupt kaum, zwei kleine Wissen, weiter nichts.“ Aber man kann ja immerhin, zur Stärkung sozusagen . . .“

Sie wollte zupacken. Aber etwas in ihr redete.

„Sie können weder laufen noch sehen, ganz wie deine Kinder. Sie sind völlig hilflos und die Mutter wird wohl tot sein. Sie sind so hilflos wie deine Kinder, wenn du nicht da bist. Es ist wahr, daß es Mäuse sind, aber es sind kleine Mäuse, sehr kleine, es sind Kinder — nicht wahr, du weißt es, was Kinder sind?“

Es war die Mutterliebe, die redete, und in ihr redete die Alliebe, ihr künftiger Geist. Er kann nur reden in einer Mutterliebe, die sehr groß ist, so

groß wie die Mutterliebe einer Katze, denn sie ist eine der größten.

„Nicht wahr, du weißt es, was Kinder sind?“ fragte die Stimme.

Die Katze beugte sich herab, faßte die eine kleine Maus vorsichtig mit den Zähnen und trug sie in ihren Heuforb. Dann ging sie zurück und holte das andere Junge. Sie nahm beide an die Brust und säugte sie, mit ihren zwei Katzenkindern zusammen.

Die kleinen Mäuse waren schon halb erstarrt, aber sie erwärmten sich sehr bald im Magenfell der Katze. Sie waren halb verhungert, aber sie sättigten sich bald an der Brust der Katze. Sie fühlten sich völlig geborgen bei einer Mutter und ahnten es nicht, daß diese Mutter eine Katzenmutter war. Wie sollten sie das wissen? Sie waren blind und hilflos. Über ihnen lag schützend die krallenlose, weiche, samtene Katzenpfote.

Die Katzenkinder wuchsen, und die Mäuselinder wuchsen, beide öffneten die Augen und das erste, was beide sahen, war die gleiche Mutter und die gleiche, große Mutterliebe.

Sie waren Kinder und sie spielten miteinander und die Maisonne sah zum Fenster herein und spielte mit. Und sie wob einen goldenen Schein um den Kopf der Katzenmutter.

Es ist dies eine wahre Geschichte. Sie ist nur klein und doch ist sie sehr groß. Es ward eine neue Welt in ihr geboren von einem kleinen Geschöpf und in einer ärmlichen Dachkammer. Es wird auch nicht immer so sein, noch lange nicht, aber es ist ein großes Ereignis, daß dies geschehen ist. Die Gesetze der alten Welt sind stark und schwer, aber sie werden überwunden Stufe um Stufe, denn die Alliebe ist eine lebendige Kraft in der Seele dieser Erde. Langsam, sehr langsam wird die neue Welt aus der alten geboren, und das geschah schon oft in einer ärmlichen Dachkammer und die Menschen wußten nichts davon. Die Menschen wissen so wenig und am wenigsten wissen die, welche am meisten zu wissen meinen. Sie wissen auch nicht, ob Tiere beten. Aber ich glaube, daß auch Tiere in ihrer Not eine Macht anrufen, die über ihnen ist — und wenn diese Katze bitten würde, die Mutter Gottes würde sie vor allen anderen erhören.

Die Maisonne wußte, was die Menschen nicht wissen. Denn sie wob einen goldenen Schein um den Kopf der Katzenmutter.

Gedichte von Elisabeth Goercke.

Traumsee.

Rings von hohen Tannen dicht umstanden,
liegt der See in ewigen Träumen,
weiß von keinem Wind und Wogenbranden.
Hohe, spitze Gräser ihn umsäumen,
großer Mummelblätter grüne Flecken
seinen schwarzen Spiegel decken,

und es ist, als ob in seiner Nähe
jedes Rauschen, jeder Laut entschliefe . . .
Nur die weiße Sumpfspiräe
sendet ihren schweren Rauschduft
über seine schlummerdunkle Tiefe.

Das, was uns trösten kann.

Das, was uns trösten kann,
das steht in keinem Buch geschrieben,
ist keine Wundertat von Göttern oder Königen.
Es sind die Wenigen,
um derentwillen wir das Leben lieben.

Sie stehn gleich Edelblüten unentweicht
in Schutt und Kehrlicht und Erbärmlichkeit,
damit der Glückverlassne nicht vergift,
daß diese Welt nicht ohne Gottheit ist.

Wehe dir, Gottes Ebenbild.

Wehe dir, Gottes Ebenbild!
Wenn einst der Geist, der dich erschuf,
dich — seiner Kräfte Werk — betrachtet,
und Unmut seinen Blick unnachtet,
und seine Stimme schwillt zum Klageruf:
Das schuf ich mir nach meinem Angezicht,
das trägt mein göttlich Mal auf seinem Scheitel
und wuchs doch auf so fremd und wild,
verkrümmt, verzerrt, gering und eitel, —
und — Besseres vermocht' ich nicht? —
Wehe dir, Gottes Ebenbild!

Weihnacht.

Schummrig ist es in der Stube — die letzten
Kerzen brennen noch am kleinen Bäumchen, immer
tiefer brennen sie, bis ein leises Knistern vernehm-
bar ist und ein leichter Tannenduft durch das Zim-
mer zieht.

Im großen Lehnstuhl sitzt eine blasse Frau, tief
schwarz ist ihr Gewand. Auf ihrer klaren Stirn
und in ihren großen Augen steht ein tiefes Leid.
Auf ihren Knien sitzt ihr kleiner Junge, er hat sein
goldlockiges Köpfchen an ihre Brust geschmiegt, im
Arm hält er ein hölzernes Pferdchen und einen
großen Pfefferkuchen, den der Weihnachtsmann ihm
gebracht.

Neben der Mutter steht Benkt — er ist dunkel-
haarig, finster und fest sehen seine Augen in die
Welt. Die Mutter hat den einen Arm um ihn
gelegt.

„Und wollen wir nun nochmals Weihnachten
feiern, so wie es immer war und in Eurer Erin-
nerung auch immer bleiben soll? So, nun schließt die
Augen, aber ganz fl. Da sind wir wieder alle im
großen Saal von B. Das Licht, das von den tau-
send Kerzen, die auf dem Baume brennen, strahlt,
erhellte den ganzen Raum. Leise erklingt auf dem
Harmonium die alte liebe Melodie von „Stille
Nacht, heilige Nacht“... Und nun kommt Ihr
herein. Ihr faßt Euch an den Händen, Jolly die
Dogge, ist auch mit Euch. Vater kommt Euch ent-
gegen und führt Euch zu Euren gedeckten Tischen,
es ist alles so schön und festlich und in Euren Her-
zen erquickert die Freude; fühlt ihr es? „Ja!“ rufen
beide Kinder.

„Da ist ein Schaufelpferd für Heinz, und ein
großer weißer Bär“ „und ein Automobil, ich sehe
es ganz deutlich!“ ruft Heinz, „und es fährt im
Saal herum!“ — „Und Benkt hat einen ganzen
Eisenbahnzug und ein kleines Fahrrad!“

Benkt steht finster da. „Und eine Flinte Mut-
ter, und Vater zeigt mir an, wie ich mit ihr schießen
kann. — — — „Ist es so recht, Vater?“

Um den Mund der Mutter zuckt es schmerzlich.
Und nun kommen all die Leute! Zuerst die alte
Köchin Leni, dann Martha und Alma, der Diener
Hans und Kutcher Maart mit seiner dicken Maki
und den drei kleinen Jungen, und dann die vielen
anderen, Trino, die alte Hühnermama und Anton
der Gärtner mit seinem hübschen Lächeln, ein
ganzer Zug ist es. — — — Vater und ich stehen an
langen Tischen und jeder empfängt seine Gaben,
und dann singen sie alle und in jedem Gesicht steht
Freude und Dankbarkeit geschrieben.

Und nun liest Vater die Weihnachtsepistel aus
der großen alten Bibel vor. Wir sehen alle auf die
Krippe, wo das Jesuskind im Stroh liegt, Maria
und Joseph und anbetend knien die drei Weisen aus
dem Morgenlande vor dem Kinde. In der Ecke
stehen Esel und Pferd und zwei Engel schweben
über dem Stalle und halten ein Transparent, auf
dem „Ehre sei Gott in der Höhe“ steht; in rötlichem
Licht schimmern die Buchstaben. So alt ist diese
Krippe, schon bei Großvater und Großmutter stand
sie immer unter dem Weihnachtsbaum.

Und nun spielt unser liebes altes Dantchen wie-
der das schöne alte Weihnachtslied „Es ist ein Reis
ent sprungen“. — — — Langsam verlöschen die
Lichter, es wird immer dunkler, und meine kleinen
Jungen schmiegen sich müde an Mutter.“ „Ja,
und ich habe auch wieder den großen Pfefferkuchen-
Mann, den Lena mir jedes Jahr macht, jedes Jahr
wird er größer, sowie ich selbst“... Sein Köpfchen
fällt müde auf Mutters Brust und im Schlaf be-
wegen sich seine Lippen. Leise streichelt sie ihm die
blonden Locken. Sie fühlt, wie Benkt ihre Hand
erfaßt und fest drückt. „Das war wirklich Weih-
nachten, Mutter, und so wird es auch immer blei-
ben für uns....“ E. L.

Aus dem Leben der Domschule vor hundert Jahren.

Von A. Winkler-Rebal.

Der hier folgende Aufsatz gibt in etwas veränderter Gestalt einen Vortrag wieder, den ich im Januar 1925 in der Domschule anlässlich des 80-jährigen Bestehens des gegenwärtigen Schulgebäudes gehalten habe. Als Quellen haben mir außer den 1840 erschienenen „Beiträgen zur Geschichte der Estländischen Ritter- und Domschule“ von Dr. A. Plate die Selbstbiographie von Carl Ernst v. Baer (Rebal 1865), die „Neuen baltischen Skizzen“ von Dr. Schulz-Bertram (Helsingfors 1872), sowie die un veröffentlichten Aufzeichnungen meines Großvaters, des Dr. med. Alexander W. (gest. 1863 in Rebal) gedient, die hier meist wörtlich benutzt worden sind. Obgleich diese drei alten Domschüler die Schule nicht zu gleicher Zeit besucht haben*), so können ihre Schilderungen hier nichtsdestoweniger zusammengefasst werden, da die Zustände in der Schule während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts keinen wesentlichen Wandlungen unterworfen gewesen sind und wir ein recht anschauliches Bild der damaligen Zeit gewinnen. Endlich habe ich zwei Bekanntmachungen in den „Rebalischen Wöchentlichen Nachrichten“ von 1812 verwertet. —

„Eine Schule hat immer zwei Seiten, eine ernsthafte und eine komische. Wo hundert muntere Jungen beisammen sind, kann es an lustigen und auch bedenklich verwegenen Streichen nicht fehlen. Der Ernst einer Lehranstalt hat aber als Gegengewicht die unbändige sprudelnde Jugendlust nötig. — In der Domschule herrschte nie jesuitischer Geist, sie war in der Tat eine ritterliche Schule. Lust und Freiheit wehte auf dem hohen Felsen, der die etwas dumpfe und stellenweis noch spießbürgerliche Stadt beherrschte und überragte“.

Diese Betrachtung leitet die von sprudelndem Humor getragenen, wenngleich von Übertreibungen nicht ganz freien, prächtigen Stimmungsbilder ein, die Dr. Schulz-Bertram von der Domschule entwirft. Unter seiner Führung betrachten wir zunächst das Schulgebäude, das sich damals gegenüber der jetzigen Domschule befand und in dem gegenwärtig die Vorhalle untergebracht ist. Es enthielt im Parterre die Wohnung des Direktors, wo man auch bei der Aufnahme examiniert wurde. Aus dem Vorhause führte eine breite hölzerne Treppe in den oberen Stock und endete auf einer kleinen Diele von etwa 4 Quadratschritten Flächenraum. Von diesem Treppenabsatz gingen noch 4—5 Stufen gabelförmig nach rechts und links zu hellen Vorräumen mit 2 Türen auf jeder Seite. „Drei von diesen führten in Klassen und klapperten und krachten daher unaufhörlich, zeigten Spuren von Hinfälligkeit und waren geschunden und abgegriffen. Die vierte Tür aber war ganz neu, hell ölfarbig, und öffnete sich nur ein- oder zweimal im Jahr zum feierlichen Akt der Entlassung von Primanern zur Hochschule.“ Das Vorhaus und die Treppe spielen bekanntlich in den „Neuen baltischen Skizzen“ eine große Rolle, denn sie waren der eigentliche Schauplatz „homerischer Kämpfe und Schülerbataillen“. — „Das Treppengeländer mit seiner scharfen Biegung

war die allgemeine Glitschbahn für die unteren Klassen. Regelmäßig wurde die Treppe in den Sommerferien mit Ölfarbe neu angestrichen und ebenso regelmäßig wurde sie von den Glitschenden wieder sofort abgerieben“. — Prima und Secunda waren kleine eisenstrige Räume, wo kaum 20 Personen Platz fanden, die unteren Klassen waren aber größer und konnten 40, Quinta wohl 50 Schüler beherbergen.

Über die Organisation der Schule während der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts geben die erwähnten „Beiträge“ genügende Auskunft. Mit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt ein Aufschwung der Schule, die sich mehr und mehr den damals modernen Anforderungen anpasse. Von der Domkirche, mit der sie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eng verknüpft gewesen war, war die Schule, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts den Namen „Estländische Ritter- und Domschule“ führte, völlig gelöst und ein Institut der estländischen Ritterschaft geworden, die die nötigen Geldmittel bewilligte und mit der Leitung und Bewirtschaftung der Schulangelegenheiten ein Kuratorium betraute, dem der Direktor der Schule untergeordnet war. Dem Direktor unterstand auch die mit der Schule verbundene Pension, in der 20 Söhne untermittelter Edelleute gegen geringe Zahlung oder auch unentgeltlich eine Unterkunft finden konnten.

Über die damaligen Schulferien finden wir in einer Bekanntmachung in den „Reb. Wöch. Nachr.“ vom 20. April 1812 genaue Angaben. Die Osterferien begannen am Sonnabend vor Palmsonntag um 12 Uhr mittags und dauerten bis Montag nach der Osterwoche 8 Uhr morgens. — Die Pfingstferien dauerten von Freitag vor dem Fest 4 Uhr nachm. bis Montag nach der Pfingstwoche 8 Uhr morg. — Die Sommerferien umfassten die Zeit vom 27. Juni bis zum 1. August 8 Uhr morg. Am 26. Juni fanden in allen Klassen Examina statt, worauf die Versetzungen den Schülern mitgeteilt wurden. — Die Weihnachtsferien dauerten vom 18. Dezember bis zum 8. Januar 8 Uhr morg.

Der Lehrplan schloß den eigentlichen Elementarunterricht aus; nur wer mit einiger Fertigkeit lesen und schreiben konnte, wurde aufgenommen. In den 5 Klassen von Quinta bis Prima wurde um 1815 in folgenden Fächern Unterricht erteilt: Religion, Schreib- und Rechenkunst, Erd- beschreibung, Weltgeschichte, schöne Wissenschaften (auch ästhetische Stunden genannt = deutsche Sprache und Literatur), Mathematik, Physik (nur in Prima 2 St.), Naturgeschichte, Französisch, Russisch, Latein und Griechisch. Außerdem war Privatunterricht im Englischen, Italienischen, Musik, Zeichnen, Tanzen und Fechten vorgesehen, jedoch nicht unmittelbar mit der Schule verbunden. Der Unterricht bezweckte nicht nur eine Vorbereitung für den geistlichen oder gelehrten Stand, sondern

*) Baer 1807—10, Winkler 1812—20, Schulz-Bertram 1823—26.

für jeglichen Lebensberuf, namentlich den eines Offiziers, Landwirts oder Beamten. Daher war auch der Unterricht in den alten Sprachen wahlfrei.

Damit kein Schüler durch schwächere Kenntnisse in einem Fach gehindert wäre in einem anderen vorzurücken, konnte jeder nach dem Stande seiner Kenntnisse in ganz verschiedenen Klassen sein. So wurde z. B. Baer in die Prima aufgenommen, kam jedoch im Griechischen nach Tertia. Winkler trat in die Quinta ein, besuchte jedoch im Russischen die Stunden in Secunda, da er diese Sprache geläufig sprechen konnte. Wie Baer erzählt, waren einige Schüler zur Hälfte in Prima und Secunda. Das ließ sich nur dadurch erreichen, daß es ein Fachlehrersystem, wie es gegenwärtig besteht, mit Lehrern, die in sämtlichen Klassen ein bestimmtes Fach unterrichten, nicht gab; es bestand aber auch nicht ein sog. Klassenlehrersystem, wo jede Klasse nur einen Lehrer für sämtliche Fächer hat, sondern jede Klasse hatte für jedes Fach gesondert einen Lehrer. Außer dem Lehrer für Russisch scheint damals der Mathematiker Blasche der einzige Fachlehrer gewesen zu sein. Das jetzt geltende Fachlehrersystem mit geschlossenen Klassen wurde erst 1836 durchgeführt. — Im allgemeinen dürfte Baer recht haben, wenn er schreibt, die Schule sei bestrebt gewesen, den Charakter eines guten Gymnasiums zu wahren.

Mein Großvater trat 1812 in die Quinta der Domschule als 10-jähriger Knabe ein. Geb. 1802 als Sohn eines Arztes, war er im Alter von 7 Jahren mit einer jüngeren Schwester zu seinem Onkel, der Pastor zu St. Jürgen war, aufs Land geschickt worden, um dort seinen ersten Unterricht zu erhalten. „Es war,“ schreibt er, „jene Periode, in der Campe, Salzmann etc. etc. ihre Kinderbücher schrieben, die den Kindern alles spielend beibringen wollten. Es war die langweilige Zeit des süßen Heinrich, des wilden Karl, des weichen Lottchen, des schnippischen Philippchen, des leichten Winchen und wie sie alle heißen. Dieser Herde, an deren Spitze eine sehr gute Mutter gestellt ist, steht ein noch besserer Vater gegenüber. Dieser teilt, bunt durcheinander, den Kindern allerlei Wissenswertes mit und will zugleich das Gemüt bilden, ohne jedoch das eine oder das andere zu erreichen. Es fehlte der Ernst der Arbeit.“ Der Onkel war jedoch ein Gegner dieser Methode und so fand denn in St. Jürgen ein strenger und folgerichtiger Unterricht statt, der meinem Großvater, der sehr viel Temperament hatte, übrigens nicht besonders behagte, denn er schreibt, er habe gegen die regelmäßige Beschäftigung einen unbeschreiblichen Widerwillen empfunden. —

Schulz-Bertram entwirft folgende drastische Schilderung vom Debut eines Neueingetretenen in der Domschule: „Sämtliche Schüler empfangen den Ankommenden ganz genau so wie Hühner, Affen und überhaupt alle Bestien es mit neuen Kameraden zu tun pflegen, unfreundlich und unbrüderlich. Das kann man auf jedem Hühnerhof beobachten, im Zimmer an Raben, Hunden, Singvögeln, und am schönsten im Pariser Affen-

palast. Was sieht ein armer schlichter Junge vom Lande zu allererst? Lauter finsterblickende, hämische, zahnesletschende, feindselige Gesichter. Der Ankommende erscheint allen ein gemeinamer Feind, dessen Schwächen man erspähen, den man zwingen und zwacken und quälen muß, damit er seine Inferiorität einzieht. Er wird ganz unten hingesezt neben die ewigen Inzassen der faulen oder schwarzen Bank, und wird von ihnen so lange gestoßen und geknufft, bis er die Geduld verliert und mitten im Morgengebet seinem „Reiniger“ eins an die Ohren haut. Und das war gerade beabsichtigt. Nun heult der Range laut auf, tut, als ob ihm der ganze Augapfel zu Brei zerschlagen, klagt und schwört, der Neue habe angefangen. Seine Helfershelfer bestätigen das und der Debutant wird strenge gestraft und muß gleich nachhaken.“ —

Über die Schule und das Lehrerkollegium fällt Baer ein sehr günstiges Urteil. Der Geist — wenigstens in Prima — sei ein vortrefflicher gewesen. „In den unteren Klassen kam natürlich mehr Mutwillen und wohl manche Lümmelei vor.“ Das „sehr würdige Lehrpersonal“ habe im ganzen Lande großes Ansehen genossen. Es waren in der Mehrzahl Inländer, die jedoch vielfach im Auslande studiert hatten. Das Urteil meines Großvaters lautet ungünstiger. Er macht dem Lehrplan den Vorwurf der Zusammenhangelosigkeit, alles sei mechanisch betrieben, das Urteilsvermögen und eigenes Nachdenken zu wenig gefördert worden. Die Disziplin sei recht locker gewesen, häufig seien grobe Ungezogenheiten den Lehrern gegenüber vorgekommen. — Hier wird man m. E. dem Urteil Baers beipflichten müssen; das Urteil Winklers ist vielleicht dadurch beeinflusst, daß er sich bei seinem Charakter nur schwer in die Schulordnung hineinleben konnte und zudem 2 Jahre in Quinta zubringen mußte. Sein Urteil über die Zeit in Prima stimmt mit dem Baers überein. — Hier mögen einige Charakteristiken einzelner Lehrer folgen.

Der Mathematiker Blasche (Lehrer 1802—30), geb. in Jena, hatte in seiner Vaterstadt Medizin studiert, doch sagte diese Wissenschaft dem nach mathematischer Strenge strebenden Geist wenig zu, daher wandte er sein Interesse der Physik und besonders der Geometrie zu. Nachdem er in Estland Hauslehrer gewesen war, kam er an die Domschule. Baer rühmt seinen ungemein klaren Vortrag. „Wir hielten ihn für einen zweiten Laplace, oder diesen für einen anderen Blasche. Diese Frage ließen wir unentschieden.“ „Er wußte immer das Interesse zu wecken.“ — „Sprudelnd von Geist“ und einen „gelehrten Demokraten“ nennt ihn Schulz-Bertram. — Winkler setzt an ihm aus, daß er ein einseitiger Anhänger des Euklid gewesen sei und fährt dann fort: „Ich hatte von ihm den Beinamen eines Naturphilosophen erhalten. Ich wollte zu viel wissen, verstände nicht das Einfache, sondern strebe danach alles zu verwirren. Wie oft wunderte er sich, daß ich die einfachsten Sätze nicht begriff, dagegen manche schwere algebraische Aufgabe löste.“

(Fortsetzung folgt.)

Schulfest in Werro.

Am Sonnabend vor dem 1. Advent konnte auch in diesem Jahre unser Schulfest stattfinden. Wieder waren es die uns freundlichst zur Verfügung gestellten Räume des Seminars, die uns gastlich aufnahmen. Das Programm war diesmal mit besonderer Sorgfalt und Überlegung zusammengestellt worden, denn es bot in gewissem Sinne etwas Einheitliches. Die erste Abteilung mit der Überschrift „T r a u t e Heimat“ gab dem Ganzen ein besonderes Gepräge und nahm von vornherein die Gedanken und die Stimmung des Zuschauers in ihren Bann. — Es traten 6 Kinder in Nationalkostümen auf: eine kleine Spreewälderin, eine Hessin, eine Bückeburgerin, eine Friesin, eine Elsäfferin und ein kleiner Hesse. Jedes von ihnen entrollte in ein oder zwei kurzen Stimmungsgeboten ein Bild seiner Heimat, uns deren Charakter und Eigenart vorführend. In Wald, Berg, Meer und Heide konnten wir einen Blick tun, und Freiligraths Gedicht „Die Auswanderer“, von der Elsäfferin vorgetragen, sowie Maria Kahles „Was wir wollen“ ließen es uns zum Bewußtsein kommen, wie tief die Liebe zu unserer Heimat Erde und unserem Volkstum in unseren Herzen wurzelt.

„Wir alle wollen eines nur erstreben
Und haben einem Ziel uns nur geweiht:
Wir wollen hoch ans Licht die Schätze heben
Aus unsres Volkstums reicher Fruchtbarkeit.
Wir wollen wachsen in ein neues „Werde“
Und noch verwurzeln mit der tiefsten Kraft,
In dieser herben, starken Heimat Erde.
Sie hält ja immer unser Herz in Haft.“

(Maria Kahle.)

So war denn auch das ganze Programm auf den Gedanken Heimatliebe und Festhalten am Volkstum eingestellt. — Den Deklamationen folgte ein deutsches Volksfest mit Volkslied und Volkstanz. In verschiedenen munteren Reigen schwangen sich die Tanzenden, Burschen und Mädchen, und die bunten Volkstrachten gaben in ihrer Mannigfaltigkeit ein farbenfrohes Bild. — In der zweiten Abteilung spielten 4 Schüler in deutschen Bauernkostümen den „R o ß d i e b“ von Hans Sachs mit viel Humor und Verständnis. Dann sahen wir Jakob Grimm in tiefes Sinnen verloren dasitzen, sich fragend, ob seine Lebensarbeit fruchtbar gewesen sei, ob sie dauern oder vergehen würde, bis durch das Zauberwort der Märchenfee alle seine Märchengestalten ihn umringten und durch ihr Erscheinen seine Zweifel zerstreuen konnten. — Den Abschluß der Vorstellungen bildete in der dritten Abteilung das dramatisierte „M ä r c h e n v o m S t e r n t a l e r k i n d“. Wir sahen das arme Waisenkind sein letztes Stückchen Brot, sein Tüchlein, sein Röcklein hergeben, um anderen Notleidenden zu helfen, wofür es nachher reichlich von den Sternen belohnt wurde, die es im Reigen umtanzten und blanke

Taler zu seinen Füßen niederlegten. — Einige Musikvorträge und ein paar Szenen, die von den Allerkleinsten zum Beginne der Vorstellung dargeboten wurden, vervollständigten das Programm. — Der Abend war gut besucht, und da auch für leibliche Genüsse überreichlich gesorgt war, so war auch der materielle Erfolg ein guter. Der Beifall des Publikums und die gute Einnahme des Abends belohnten die Veranstalter für all' ihre Mühe und Arbeit.

(Rev. B.)

Schlittschuhbahn in Katharinental.

In den nächsten Tagen eröffnet der Ausschuß der deutschen Sportvereine, falls das Wetter keinen Strich durch die Rechnung zieht, auf den Tennisplätzen des „Eisl. Lawn-Tennis-Club“ in Katharinental eine Schlittschuhbahn. Nachdem nun schon eine ganze Reihe von Jahren eine geschlossene deutsche Bahn nicht mehr bestanden und der deutschen Jugend Nevals ein sportlicher Sammelplatz im Winter gefehlt hat, wird dieses Jahr wieder ein Versuch gemacht, eine wirklich gute Eisbahn zu schaffen, um diesem Mangel abzuhelfen. Es wird sich in diesem Winter erweisen müssen, ob damit wirklich einem allgemeinen Wunsche entsprochen wird und ob sich infolgedessen die hohen Anlage- und Betriebskosten rechtfertigen lassen. Zu wünschen wäre es jedenfalls, ist doch der Schlittschuhsport in guter und freier Luft unendlich viel gesunder als jegliche Hallenspiele oder Hallenturnen und viel weniger zeitraubend als das Eisklaufen weit außerhalb der Stadt.

Da in den letzten Jahren der Schlittschuh als Sportmittel vielfach stark aus der Mode gekommen, ja fast vergessen worden ist, so soll versucht werden, dieses alte und schon zu Klopstocks und Goethes Zeiten berühmte Winterergnügen auch unserer sportbewußten Jugend recht nahe zu bringen. Es soll eine Hockeymannschaft gegründet werden, in der gute Läufer ihre sportliche Qualität einer scharfen Prüfung und weiterer Ausbildung unterwerfen können. Anmeldungen sind an Herrn v. Wenmann — bei Rosen u. Ko., Seeprormade 15 — einzureichen. Kunstläufern wird ein erfahrener Kunstläuferhörer Anregung geben. Gegen Ende der Schlittschuhfaison wird ein Eisfest mit Musik usw. geplant, auf dem die Kunstläufer ihre Künste so recht entfalten können. Um in jedem Falle reinen Sport zu gewährleisten und eine Überfüllung der Bahn zu verhindern, wird die Bahn nur für Mitglieder der deutschen Sportvereine Nevals und für deren Gäste zugänglich sein. Wer also laufen will und keinem Brevet angehört, wende sich an einen Bekannten, der in einem der vier Sportvereine Mitglied ist und jederzeit bei Herrn Reichmann jun. im Klausenhause Reichmann in der Langstr. eine Saisonkarte zu 300 Mark für Erwachsene und 100 Mark für Schüler erstehen kann.

O. H.